

Hans-Peter Vertacnik

Totenvogel

Ein Fall für Radek Kubica

emons

Leseprobe

„Dass der Tod von Geburt an immer um uns ist, wollen wir nicht hören, und für seine Boten haben wir keinen Blick.“

Der Autor

15. Mai, kurz vor halb vier.

Nach einer beinahe tropischen Nacht war es immer noch viel zu warm. Kraftlos döste die Stadt einem schweißtreibenden, ereignisarmen, ganz und gar abstumpfenden Sonntag entgegen, doch in der Frommgasse lag etwas in der Luft. Es staute sich über dem Asphalt wie Pulverdampf über einem windstillen Schlachtfeld. Eine Wolke aus Gemeinheit, Niedertracht und Tücke hing zwischen den Häusern. Der Dunst des Bösen.

Alles schlief. Keine Rede von Großstadtgetriebe. Totenstille, mitten in Wien. Ein paar Steinwürfe voraus mündete das noble Gässchen in eine breite Straße, die zum Donaukanal führte, und jenseits der Kreuzung versperrten die Mauern des Augartens den Weg. Immer deutlicher trat die Barriere aus dem menschenleeren Dunkel. Es wurde lichter, und mit der Ruhe war es plötzlich auch vorbei.

Förmlich aus dem Nichts heraus wurden Schritte laut, verlangsamten sich und verstummten. Verstört verharrte der ältere Herr im eleganten Anzug am Straßenrand, ließ den alkoholträchtigen Speichel in seinem Mund hin und her rollen, schluckte, stieß mit der Spitze seines Schuhs gegen das rechte Bein der bäuchlings zwischen zwei parkenden Autos liegenden Gestalt und räusperte sich. »He«, grölte er mit unsicherer Stimme. »Was ist denn los?«

Keine Antwort.

Schlaffe Arme neben einem bewegungslosen Körper. An Nacken und Rücken klebte getrocknetes Blut. Es dauerte eine Weile, bis der hohe Beamte aus dem Wissenschaftsministerium begriff, dass ein Toter vor ihm lag. Zitternd vor Bestürzung wischte er sich den Schweiß von der Stirn und griff zum Telefon.

Sein Anruf erwischte die Polizei eiskalt. Es verging eine halbe Stunde, bis der erste Streifenwagen eintraf. Die Kripo brauchte noch länger. Als sie dann doch endlich vor Ort war, brach in der Frommgasse die pure Hektik aus.

Da war dann buchstäblich der Teufel los.

Sechs Monate zuvor

Nichts hatte darauf hingedeutet, aber am Montag, dem 17. November gegen halb elf schlug das Wetter im Westen um.

Ab Innsbruck gab es Sturm, und hinter dem Arlberg kam der Schnee. Von Minute zu Minute wurde es kniffliger, den dunkelgrünen Jaguar auf der Straße zu halten, denn die Sicht wurde laufend schlechter, und der Mann am Steuer lenkte ja auch nur noch mit einer Hand. Mit der anderen presste er sein Mobiltelefon ans Ohr und quatschte, was das Zeug hielt, während der Geldkoffer unter dem Beifahrersitz jedes Mal rumpelnde Geräusche von sich gab, wenn die Hinterreifen in den Kurven leicht wegrutschten.

Die Scheibenwischer arbeiteten wie besessen. Nebel zog von der Schweiz herein, und der Sturm legte zu. Und die weiße Pracht? Die lag jetzt stellenweise schon zwanzig Zentimeter hoch, und Räumfahrzeuge waren noch nicht zu sehen.

Missmutig schaltete der Herr mit dem verschlagenen Blick eines Gebrauchtwarenhändlers einen Gang tiefer. Nein, die Grenze sei kein Problem, in einer halben Stunde sei alles gelaufen, versicherte er seinem Gesprächspartner zum wiederholten Male. Er melde sich wieder, sobald er auf dem Rückweg sei. Mit diesen Worten legte er auf, warf das Telefon auf den Beifahrersitz und schaltete das Gebläse auf die höchstmögliche Stufe. Wenn er etwas absolut nicht ausstehen konnte, dann waren es Geschäftspartner, die sich in die Hosen machten, wenn es darauf ankam. Da war er aus anderem Holz geschnitzt. Gott sei Dank.

Der Grenzübertritt nach Liechtenstein verlief dann auch völlig unspektakulär. Der Uniformierte an der Grenzpolizeiinspektion dachte nicht daran, bei diesem Wetter ins Freie zu gehen, öffnete kurz das Fenster und winkte ihn rasch weiter. Grinsend zündete sich der Kurier ein Zigarettchen an und atmete tief durch.

Zehn Minuten später war die Bank in Sicht. Das satte Rauschen der Räder und das leise Brummen des Motors gingen in ein sanftes Schnurren über, als der Fahrer Gas wegnahm, den Wagen an den rechten Fahrbahnrand lenkte und ihn am Parkplatz ausrollen ließ.

Wenig später nahm der österreichische Innenminister in seinem Büro in Wien einen Anruf entgegen. Der Adler sei gelandet, hieß es.

Liebermann, der dem längst verstorbenen Schauspieler und Regisseur Orson Welles glich wie ein Ei dem anderen, legte zufrieden auf. Jetzt war nur noch dafür zu sorgen, dass bei diesem Geschäft keiner ein Haar in der Suppe fand. Eine rechtlich ausgefeilte Lösung musste her. Ein Konstrukt, das jeder kritischen Betrachtung standhielt. Auch wenn nicht zu erwarten war, dass sich in nächster Zeit jemand für die Geschäfte des Innenministeriums interessierte.

Wäre ja auch noch schöner.

3

Freitag, 21. November, später Nachmittag.

Auf den Korridoren des Hauptquartiers der Firma Vienna Intersoft war es mäuschenstill. Nur in der vierten Etage rührte sich etwas.

»Eine Katastrophe ist das. Ein schlechter Witz. Ein Drama«, murmelte der Leiter des Geschäftsbereiches Öffentlicher Dienst und wischte sich erst einmal die Schweißperlen von der Stirn, ehe er den schwarzen Aktenkoffer wieder aufnahm und weiterging. Vor dem vorletzten Büro am Ende des langen Korridors war Schluss.

Nicht einmal im Traum wäre es dem bärtigen Mann Ende vierzig jemals eingefallen, anzuklopfen, bevor er sein Vorzimmer betrat. Diesmal tat er es, schlich mit gesenktem Blick durch die Tür und winkte seiner weißblonden Sekretärin sogar kurz zu, als er an ihr vorbei ins Büro wankte und die Verbindungstür achtlos hinter sich zufallen ließ.

Der fünfunddreißig Quadratmeter große Raum mit hellem Holzboden und modernem Mobiliar bot einen phantastischen Ausblick auf das Stadtzentrum, doch danach stand dem immer noch fassungslosen Manager heute nicht mehr der Sinn. Mit nasser Stirn setzte er sich hinter den Schreibtisch, öffnete das graue Anzugsakko, zog das Telefon am Kabel zu sich heran und wählte. Der Vorstandsvorsitzende hob schneller ab, als ihm lieb war. »Was liegt an?«, fragte er. »Ich bin unter Druck.«

»Die Besprechung war ein Desaster. Die speisen uns mit vierzig Millionen Ausfallshaftung ab und machen mit der Austro-Coltex weiter. Der Zug ist abgefahren. Wir sind draußen.«

»Langsam. Der Minister regelt das schon. Der steht auf unserer Seite.«

»Das war einmal. Es ist vorbei.«

Stille.

»Aber wir haben eine halbe Milliarde Euro in das Projekt investiert«, japste der Vorsitzende schließlich entrüstet. »Falls das Innenministerium wirklich aussteigt, hat das Konsequenzen. Da rollen Köpfe. Reden Sie noch einmal mit ihm. Bringen Sie sein Beraterhonorar ins Spiel. Den Schmuck für seine Frau, die Jagdeinladungen, die teuren Reisen. Wir haben einen Deal.«

»Austro-Coltex hat ihn mit vier Millionen geschmiert. Er hat das Geld schon eingesackt.«

»Und unsere fünfhunderttausend?«

»Die können wir vergessen.«

»Dann liefern wir ihn ans Messer.«

»Wie denn? Wir hängen doch mit drin. Also ich jedenfalls. Glauben Sie, ich will wegen Bestechung vor Gericht?«

»Das ist Ihr Problem, nicht unseres. Das Geld muss her.«

»Es ist weg. Das ist nun einmal ein Faktum.«

»Dann räumen Sie Ihren Schreibtisch, aber hurtig. Eine Abfertigung wird es nicht geben. Einen Job in unserer Branche auch nicht. Nicht in diesem Land, darauf können Sie wetten.«

Ehe der Gefeuerte noch dazu kam, etwas zu erwidern, ertönte das Freizeichen. Verzweifelt knallte der Abteilungsleiter den Hörer auf die Gabel, begab sich ans Fenster, starrte auf die Dächer der Stadt und überlegte. Wie sollte er denn seine offenen Kredite bedienen, wenn die ihm kündigten? Sein schönes Haus wird den Bach runtergehen. Der

Ruf der Familie auch. Mama wird ihm das nicht verzeihen. Von seiner ehrgeizigen Schwester erst gar nicht zu reden.

Niedergeschlagen schlurfte er zum Schreibtisch zurück, zerriss die Visitenkarte des Innenministers in ganz kleine Stücke, steckte sie in ein Kuvert und verklebte es. Mit zitternder Hand schrieb er Für meine Schwester Petra auf den Briefumschlag und legte ihn gut sichtbar neben einen Papierstapel. Anschließend zog er eine mattschwarz schimmernde Pistole aus der Schreibtischlade, prüfte ihr Gewicht, nickte, stopfte sich die Waffe in den Hosenbund, knöpfte das Sakko zu, ließ seinen Blick ein letztes Mal über sein bisheriges berufliches Refugium schweifen und ging.

Seine dürre Vorzimmerdame bekam vor lauter Staunen den Mund nicht zu, als er sich zu ihr beugte und ihr die Hand drückte. Es sei Schluss für heute, sagte er. Sie könne gehen. Als kleine Anerkennung für die gute Arbeit, die sie hier leiste.

Draußen war kein Laut zu hören, der Korridor menschenleer und das Herrenklo verwaist. Zum Glück. Nichts hätte ihn jetzt mehr gestört als ein Kollege beim Wasserlassen. Ob er das auch noch erledigen sollte? Unschlüssig verharrte der verwirrte Mann vor dem Waschbecken und blickte in den Spiegel. Traurige Augen unter dichten buschigen Brauen stierten ihn an. Voller Selbsthass.

Im Grunde hatte er sein Gesicht ja nie gemocht. Diese große Nase, die viel zu dicken Lippen, seine schlappe, grobporige Haut und diesen unmöglichen Bart. Hoffentlich sah er im nächsten Leben etwas besser aus. Seelenwanderung, überlegte er. Ob es so etwas gibt? Für einen Buddhisten wahrscheinlich schon, aber für einen Katholiken? Für den war Fegefeuer zu erwarten. Maximal. Wenigstens sein Religionsbekenntnis hätte er beizeiten ändern sollen, aber das konnte er jetzt auch nicht mehr umbiegen, also Schluss damit. Mit einem Ruck zog er das dickwandige Wasserglas aus der Halterung neben dem Spiegel, füllte es, nahm einen ordentlichen Schluck und behielt das Wasser im Mund. Gleichzeitig riss er seine russische Kanone aus dem Hosenbund und schob sich den Lauf zwischen die Zähne.

Die hübsche, immer freundliche indische Putzfrau kam ihm in den Sinn. Was er der jetzt antat, war auch nicht ohne.

In Gedanken zählte er noch bis fünf.

Dann schloss er die Augen und drückte ab.

4

Vier Tage vor Weihnachten präsentierte sich Österreichs Bundeshauptstadt nass und trüb. Das drückte auf die Stimmung.

Der Geheimdienstchef der Republik war Ende dreißig, trug einen offenen schwarzen Mantel, den mitternachtsblauen Anzug mit hellem Hemd und dunkelblauem Schlips, dazu schwarze dezent gerippte Wollsocken, die in eleganten, wie neu glänzenden Stiefeletten steckten. Er hatte dichtes schwarzes Haar, ein harmonisch geschnittenes Gesicht, dunkle Brauen und volle Lippen, und er brauchte dringend Hilfe, sonst war es um ihn geschehen.

Forschend sah er sich um. Die einst stillste Zeit des Jahres war laut geworden. Kein Kaufhaus ohne Weihnachtslieder aus der Konserve, weder Straße noch Platz, wo man dem ewigen Krach auf Erden entkam. Nicht in dieser Stadt. Nicht in Wien.

Heute übertönte das Getöse auf dem Christkindlmarkt wieder einmal alles. Eine Atmosphäre wie im Prater. Halb taub drängten sich die Besucher um die zahlreichen Glühweinstände, wählten mit rot angelaufenen Gesichtern unter einem breit gefächerten Angebot an Alkoholika und sofften sich die Birne weich. Um diese Zeit waren ja vorwiegend die älteren Semester am Zug. Der hoffnungsvolle Nachwuchs griff erst am späteren Abend ein. Derzeit bevölkerte er nämlich noch die Kunsteisfläche vor dem Rathaus und jagte das andere Geschlecht.

Diese Gedanken wiederum lenkten Hofrat Werner Witoldskis Aufmerksamkeit auf Themen wie Zuneigung und Zweisamkeit, und während er daran dachte, wie furchtbar deprimierend die kommenden Festtage für ihn sein würden, entdeckte er die mindestens zehn Jahre ältere Blondine am Rand der Eisfläche, ging zu ihr und küsste ihr galant die Hand. Die Abgeordnete duldet es, ohne den Blick von einer jungen Eisläuferin zu lösen, die im allgemeinen Getümmel mit beachtlichem Geschick ihre Kreise drehte. Das sei ihre Tochter, erklärte sie. Ein hübsches, kluges, ein wenig scheues Mädel von vierzehn Jahren. Ein gefährliches Alter.

Er nickte.

Womit das Eis zwischen ihnen gleich einmal gebrochen war.

Sie habe sich nach ihm erkundigt, sagte sie. Es aus einem verschlafenen Nest in Niederösterreich bis in eine der zentralsten Schaltstellen der Polizei zu schaffen, sei schon beachtlich. Sie selbst stamme ja aus ganz ähnlichen Verhältnissen und habe es auch nie leicht gehabt. Weder im Schuldienst noch in der Bundespolitik. So gesehen seien ihre Lebenswege also durchaus vergleichbar. Das verbinde.

»Danke, dass Sie gekommen sind.« Witoldskis Stimme ging ihr durch und durch. Sie war so männlich. So samtig und tief.

»Freut mich, dass Sie an mich gedacht haben. Sie gefallen mir. Ihr Charme. Ihre Eloquenz. Ihre Tüchtigkeit. Sie haben noch Ehrgeiz. Das mag ich. Wie geht es Ihrer Frau?«

»Man hat sie in eine Spezialklinik verlegt. Es gibt nicht viel Hoffnung.«

»Das tut mir leid. Wissen Sie, warum sie es getan hat?«

Unwillkürlich verspannten sich Witoldskis Gesichtszüge. Mit zusammengepressten Lippen schüttelte er den Kopf.

»Entschuldigen Sie. Das war taktlos von mir.« Ohne das Mädels am Eis aus den Augen zu lassen, ergriff sie seine Hand. »Und in so einer Situation will er Sie in die Wüste schicken?«

»Der Herr Minister ist besorgt. Um meine nervliche Gesundheit.«

»Der?« Mit verächtlichem Lachen drehte sie den Kopf und sah ihn an. »Er hat Ihren Job einer jungen Juristin versprochen. Als kleines Dankeschön dafür, dass sie sich in einer Hotelgarage von ihm bumsen ließ.«

»Sie sind ja bestens informiert.«

»Als Sicherheitssprecherin unserer Partei ist es ja wohl meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, informiert zu sein.«

»Er will mich bei der Interpol parken.«

»Das wäre ein Abstieg.«

»Er kann mir nichts vorwerfen. Ich war immer loyal.«

»Ich weiß«, stellte die um einen ganzen Kopf kleinere, etwas füllige Politikerin lakonisch fest und schob sich das glatte Haar aus der Stirn. »Aber dafür können Sie sich leider nichts kaufen. Wie auch immer: Ich werde meine Verbindungen spielen lassen. Der Herr Bundeskanzler mag mich.«

»Ist das so?«

»Wären Sie sonst hier? Also los. Gehen wir ein Stück.« Langsam setzten sie sich in Bewegung.

»Dann helfen Sie mir also. Und was wollen Sie dafür?«

Anstatt ihm zu antworten, gab die Abgeordnete ihrer Tochter einen Wink und deutete bedauernd auf ihre teure Armbanduhr. Sofort fuhr das Mädels an den Rand der Eisfläche, zog die Schlittschuhe aus und schlüpfte in ihre Stiefel. Derweil knöpfte die Sicherheitssprecherin ihren Mantel auf und ließ den Geheimdienstler ihre pralle Oberweite sehen.

»Sie, Witoldski, will ich«, sagte sie unumwunden. »Ihre Informationen, Ihre Loyalität, Ihre Gesellschaft. Machen Sie mich glücklich. Dafür verhindere ich, dass mein geschätzter Herr Fraktionskollege Sie aus dem Amt jagt, einverstanden?«

Der fescche Hofrat nickte.

Zufrieden überreichte sie ihm eine Visitenkarte mit der Adresse ihres Landhauses in Pressbaum. »Dann sehen wir uns. Morgen, zwanzig Uhr«, flüsterte Friederike Jung errötend wie ein junger Backfisch und schloss ihre Tochter in die Arme. Ob dem Mann eigentlich klar war, wie scharf sie auf ihn war? Und noch eine Sehnsucht stellte sich ein. Die Hoffnung auf eine weiße Weihnacht. Auf einen Winter, wie er früher einmal war.

»Witoldski?«

Mit wild klopfendem Herzen drehte sie sich nach ihm um, doch der Hofrat war verschwunden. So spurlos, als wäre er nie da gewesen. Als hätte es diese Zusammenkunft nie gegeben.

Als wäre überhaupt nichts passiert.

5

Am Morgen des 8. Jänner waren Wiens Straßen erstmals verschneit. Ein Verkehrschaos war die Folge, und auch der Adrenalinpiegel von Österreichs Innenminister geriet aus dem Gleichgewicht, was nichts mit dem Wetter zu tun hatte, sondern mit drei mysteriösen Gestalten, die Guy-Fawkes-Masken trugen und aus einem Hauseingang auf die Fahrbahn liefen, nachdem sie mit einem schrillen Pfiff alarmiert worden waren. Liebermanns Chauffeur sah die Vermummten erst, als es fast zu spät war, und legte eine Vollbremsung hin, worauf der Audi ziemlich abrupt zum Stillstand kam.

»Runter!«, brüllte der schmale Blonde an der Seite des Ministers, drückte den Kopf seines Schutzbefohlenen nach unten, riss die Tür auf und zog die Kanone. Derweil bewarfen die drei Demonstranten die Limousine mit rohen Eiern und Tomaten und bepflasterten die Löwelstraße mit Propagandazetteln, während jetzt auch noch ein vierter Maskierter auftauchte und die Szene filmte.

Gereizt sprangen die beiden Leibwächter aus dem Audi, worauf die Angreifer sofort kehrtmachten und abhauten. Die Beamten rannten ihnen auch nach, aber nur ein paar Meter. Den Minister allein zu lassen, wagten sie nicht.

Der ehemalige Religionslehrer und Laienschauspieler Lukas Prah, der an der Ecke zur Teinfaltgasse stand, fand das amüsant. Instinktiv hatte er Platz gemacht, um den Übeltätern die Flucht zu erleichtern. Drei junge Burschen und ein Mädchen in Jeans, dunkler Jacke und hellbraunen Stiefeln. Das Schuhwerk erkannte er wieder, als ihm die junge Frau eine Viertelstunde später am Schottenplatz über den Weg lief. Unmaskiert. Er sah es als Fügung.

Spontan folgte er ihr zum Stephansplatz, wo es penetrant nach Pferdeäpfeln stank, weil dort die Fiaker standen, und weiter am Dom vorbei bis in die U-Bahn. Dort hockte er sich zwei Reihen hinter sie, blätterte in einer Gratiszeitung und ließ sie nicht mehr aus den Augen. Das dauerte nicht lange, denn sie fuhr ja nicht weit. Nach drei Stationen stieg sie aus, verließ die Station, bog fünf Häuserblocks weiter rechts ab und

verschwand in einem massiven, heruntergekommenen Betonklotz. Der schlanke Grauhaarige wartete ein wenig, ehe auch er die Klinke drückte und ebenfalls eintrat.

Im Treppenhaus roch es nach ranzigem Fett. Naserümpfend verharrete Prahls an einer offenen Wohnungstür, vor der ein dicker weißhaariger Mann kniete, auf ein Paar Schuhe spuckte und mit einer Bürste das Leder wieder zum Glänzen brachte. Prahls log dem Alten vor, bei der Hausverwaltung tätig zu sein, und verwickelte ihn in ein Gespräch.

Bald wusste er alles über Birgit Schratt. Die Vierundzwanzigjährige studierte »Software Engineering«, war die Tochter eines hohen Beamten aus dem Innenministerium, freundlich, strebsam und sogar wieder zu haben, seit sie ihren nichtsnutzigen Freund endlich rausgeschmissen hatte. Die weiteren Geschichten seines Informanten waren unergiebig. Beschwerden über Wohnungseinbrüche, Sachbeschädigungen und lärmende Kinder. Das interessierte Prahls ja nicht, aber er tat so, als höre er brav zu, und versprach, für Gegenmaßnahmen zu sorgen. Dann zog er eilig von dannen. Dass der drahtige Fahnder von der Staatspolizei, der ihm schon seit dem Schottenplatz im Nacken saß, dabei seiner Aufmerksamkeit entging, war nicht weiter verwunderlich. Noch hatte er ja keinen Grund dazu, vorsichtig zu sein. Er war ein stinknormaler Bürger. Der Beamte fotografierte Prahls trotzdem und blieb ihm auf den Fersen. Noch volle drei Stunden lang.

Erst am späten Nachmittag kehrte der Geheimdienstler in sein Hauptquartier zurück, rief an seinem Computer die Akte Schratt auf und aktualisierte sie. Außerdem erstellte er ein Dossier über Lukas Prahls. Neben der Beschreibung seines suspekten Verhaltens enthielt es die persönlichen Daten, den Wohnsitz, die Schilderung der familiären Verhältnisse sowie eine Auflistung des spärlichen Freundeskreises des Verdächtigen. Nachdem der Beamte das Dossier mit Vernetzungshinweisen zu Birgit Schratt, »Anonymous« und »Occupy Wall Street« versehen hatte, fertigte er einen kurzen Bericht an, druckte ihn aus und legte ihn zur Dienstpost.

Am nächsten Morgen lag das Papier auf Hofrat Witoldskis Schreibtisch. Damit war Prahls Leben in der Anonymität beendet. Er war kein unbeschriebenes Blatt mehr.

Freitag, 9. Jänner. Seit einer Stunde hockte Prahls vor dem Computer, recherchierte im Internet und dachte an die Pläne, die er schon seit Monaten vor sich herschob. Eine politische Aktivistin, die Software Engineering studierte? Das war ein Glücksfall. Womöglich ließe sich ja mit der endlich umsetzen, was ihm schon lange vorschwebte.

Gegen halb neun verließ er das Haus, besorgte sich ein Wertkartentelefon, eine blonde Perücke, eine schwarze mit dazu passendem Oberlippenbart sowie einen schwarzen und einen grauen Anzug. Außerdem noch weiße Schuhe, eine weiße Baumwollhose und ein weißes Polo. Und noch etwas Seltsames geschah. Während der Busfahrten, die seine Einkaufstour unterbrachen, schmökerte er im Lukas-Evangelium und notierte sich Textstellen, in denen von Bekehrung die Rede war. Von Buße.

Gegen dreizehn Uhr dreißig tarnte sich Prahls erstmals mit schwarzer Perücke und Oberlippenbart und schlüpfte in den soeben erst erstandenen grauen Zweiteiler sowie in eine brandneue, erfundene Identität. So tauchte er vor der Universität auf, stellte sich der nichts ahnenden Birgit Schratt als Oberarzt Dr. Nikolaus Adamek vor und tischte ihr ein Märchen auf. Die Geschichte eines rechtschaffenen Arztes und Familienvaters auf der Suche nach Mitstreitern für einen geheimen Kampf gegen die korrupte Politik. Ob sie interessiert sei?

Die Kleine war zumindest nicht ganz abgeneigt, also lud er sie ins nächste Kaffeehaus ein, wo sie ihm fast alles über sich erzählte, was er schon wusste.

Es mag ja sonderbar erscheinen, dass das darauffolgende Gespräch der beiden von so entscheidender Bedeutung war. Dass es exakt jenen Punkt markierte, an dem das Leben des ehemaligen Religionslehrers und Laienschauspielers völlig ins Kippen geriet. Aber so unglaublich es auch klingen mag: Genau so war es.

7

Etwa einen Monat später, an einem Mittwoch Anfang Februar, hingen dunkle Schneewolken über dem Polizeipräsidium am Schottenring, und ein scharfer Westwind fegte den Wienern um die Ohren.

Ob es in London auch gerade so unwirtlich war? Immer noch haderte Kubica mit dem Umstand, dass Anne mit seinem Sohn nach der Scheidung zurück in ihre

Heimatstadt gegangen war. Einfach abhauen? So mir nichts, dir nichts? Aus Wien? Ja wieso denn?

Eingesponnen in derart trübe Gedanken gab die zügig auf die Fünfzig zugehende Nummer zwei der Wiener Mordkommission widerwillig ihren Stehplatz am Fenster auf, setzte sich, warf einen Blick auf die schriftliche Vorladung, linste auf die Zeiger der Armbanduhr, massierte die schmerzende Brust und sah sich um. Die Leute auf den Nebensitzen hatten völlig unscheinbare, austauschbare Gesichter. Und ihr Verhalten war exakt so, wie es ihrer Rolle als Patient in Lauerstellung entsprach. Sie blätterten in alten Zeitschriften, glotzten aus dem Fenster, unterhielten sich mit ihren Nachbarn, gähnten, streckten sich oder dösten mit geschlossenen Augen einfach so vor sich hin. Alle in der Hoffnung, dass sie der hagere, spitznasige Adlatus des gefürchteten Amtsarztes endlich aufrief, um sie ins Behandlungszimmer zu geleiten. Inzwischen hing die Warterei nämlich jedem hier schon ganz schrecklich zum Halse heraus. Kubica auch.

Rechts neben ihm saßen zwei ältere Kollegen von der Verkehrspolizei, der eine mit Gipsfuß, der andere mit bandagiertem Arm. Der Fußmarode schlief, der Flügellahme war nervös und spielte mit dem Mobiltelefon. Und links? Da lümmelte ein Junge mit eingefallenen Augen, dünnen Wimpern, einem etwas zu langen Schädel und einem Pferdegebiss, der nach Schnaps stank und seinem abgenommenen Führerschein nachweinte. Daneben thronten zwei blond gefärbte Damen aus der Rotlichtszene, beide jung, wohlgeformt und auf Püppchen geschminkt. Der Kriminalbeamte direkt neben der Eingangstür litt an Diabetes, hatte fettiges Haar und schlug mit einem Kreuzworträtsel die Zeit tot. Ob der verheiratet war? Einen Ehering trug er jedenfalls nicht.

»Herr Major?«

Endlich, atmete Kubica auf, nickte und erhob sich. Das Behandlungszimmer, in das er nun eintrat, war klein, muffig und überheizt, und der kleine dicke Amtsarzt, dessen Glatze im Licht der geschmacklosen Deckenlampe glänzte wie frisch poliert, stank aus dem Maul, als hätte er einen Bierkrug voller Scheiße gekippt. Vielleicht leidet er ja bloß an akuter Zahnfäule oder unter einer spontan aufgetretenen Magenkrankheit, überlegte Kubica. Wäre schlimm, der röche immer so. Schnaufend rückte sich der Mordermittler im Krankenstand den Sessel zurecht und nahm Platz.

»Sie sitzen ja bereits«, monierte der Quacksalber mit zusammengekniffenen Augen, beugte sich über Kubicas Krankenhausbefunde, studierte sie und sah sich auch noch die Röntgenbilder an, ehe er sich erhob, vorsichtig Kubicas linke Schulter bewegte, mit dem Stethoskop Brust und Rücken seines Patienten abhörte und ihm ein paar Fragen stellte.

Der Doktor besaß einen merkwürdigen Sprachduktus. Er betonte die Konsonanten jedes einzelnen Wortes mit so unangenehmer Härte und in derart schnarrendem Tonfall, als wäre er die leibhaftige Wiedergeburt Adolf Hitlers. Zudem spitzte er nach jedem Wortende auch noch die fleischigen Lippen, feixte, und hielt jede Menge bedeutsamer Pausen.

»Schmerzt die Schulter noch?«

»Ab und zu.«

»Nach sieben Monaten sollten Sie Ihren linken Flügel aber langsam höher anheben können als auf vierzig Grad.«

»Ein Kriminalbeamter arbeitet mit der Rechten. Die Linke ist purer Luxus.«

»Blödsinn. Und sonst? Was machen die Nerven? Leiden Sie an Schlaflosigkeit?«

»Nein.«

»An Angstzuständen?«

»Keine Spur.«

»Und was macht die Lunge? Haben Sie Brustbeschwerden?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Atemnot?«

»Hat sich längst erledigt.«

Ein Wortgefecht wie bei einem Verhör. Jede Frage ein mieser kleiner Messerstich. Jede Antwort eine glatte Lüge.

»Die Schusswunde ist gut verheilt« ergänzte der Major. »Alles in Butter.«

»Jetzt reicht es aber. Ihr Zustand ist erbärmlich, und dass Sie sich weigern, das zur Kenntnis zu nehmen, ändert daran gar nichts. Immerhin hat man Ihnen einen Teil des linken Lungenflügels entfernt und das Schultergelenk operiert. Drei Mal. Wie hoch war Ihr Gewichtsverlust?«

»Vierzehn Kilogramm.«

»Na sehen Sie. Sie sind neunundvierzig. Da wirken sich Verletzungen halt wesentlich schlimmer aus als bei einem Zwanzigjährigen. Von der vollen Exekutivdienstfähigkeit sind Sie meilenweit entfernt. Dass Sie die jemals wiedererlangen, ist aus heutiger Sicht nicht zu erwarten. Kurz und gut: Ich werde vorschlagen, Sie in den vorzeitigen Ruhestand zu versetzen.«

»Kommt ja gar nicht in Frage«, protestierte Kubica empört.

»Das werden Sie schon mir überlassen müssen«, knurrte der Mediziner und begann, die günstigen finanziellen Rahmenbedingungen einer solchen Lösung zu preisen. Kubica winke eine Pension, von der er gut leben könne. Die Alternative dazu sei ein reiner Bürojob im Ministerium. Als Schreibkraft. Das werde er sich ja wohl nicht antun wollen. Und aus finanzieller Sicht wäre Letzteres ein Desaster.

»Die Frage stellt sich auch nicht«, blieb Kubica stur. »Ich bin in der Mordkommission. Die Kollegen brauchen mich.«

»Ist ja lächerlich. Niemand ist unersetzbar. Sie schon gar nicht.«

»So schlecht bin ich nicht in Form. Also schreiben Sie mich jetzt endlich gesund.«

»So weit kommt es noch, dass Sie mir vorschreiben, was ich zu tun hab«, fauchte der Arzt, knallte Kubicas Befunde auf den Tisch und wies ihm die Tür.

Auf der Straße war es feucht, kalt und dreckig. Ein deprimierendes Bild. Mit dem Gefühl, als laste ein schwerer Stein auf seiner Brust, winkte der Major ein Taxi herbei, hockte sich auf die Rückbank, schloss die Augen und ließ die letzte halbe Stunde noch einmal gedanklich Revue passieren. Die Bilanz war ernüchternd. Wenn dieser Quacksalber seine Drohungen wahr machte, konnte er einpacken. Unruhe machte sich in ihm breit. Er ärgerte sich.

Und er begann, sich Sorgen zu machen.